

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 105 (1979)
Heft: 20

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

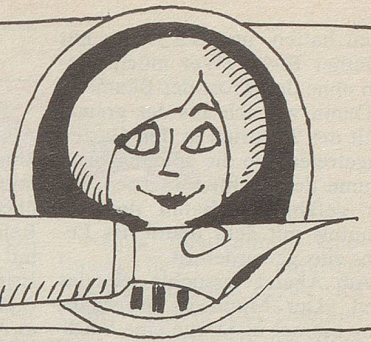
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Die moderne Witzfigur

Sie erinnern sich noch? In früheren Witzblättern dominierte die Figur der Schwiegermutter, die den Sohn oder die Tochter zu sehr auf ihre Seite zog, die mit den vielen kleinen Nadelstichen, die andern das Leben zur Qual machen, Zwietracht säte, Unfrieden stiftete. Seit die Schwiegermütter immer seltener im Hause ihrer Kinder leben und sich immer weniger in deren Angelegenheiten mischen, scheinen in Witz- und andern Blättern die Sekretärinnen diese Rolle übernommen zu haben. Allerdings sind ihre Methoden etwas anders: noch feiner, raffinierter, schlimmer.

Für viele Ehefrauen scheinen Sekretärinnen geradezu dämonische Kräfte zu besitzen. Sie haben ja den geliebten Mann tagtäglich um sich, sie kennen allmählich seinen Charakter, seine Schwächen. Und da sollte es nicht vorkommen, dass diesem armen Manne Fallen gelegt werden, dass er hinterlistig auf

die Probe gestellt und schliesslich zu Fall gebracht wird? Eben letzte Woche sprach ich mit einer Bekannten über dieses leidige Thema. Ihr Ehemann ist Anwalt und beschäftigt drei Sekretärinnen. «Ich bin ganz sicher», sagte die Frau, «von sich aus würde mein Mann nie...» (hier verschluckte sie das Verb, denn vielleicht wollte sie es nicht einmal laut von sich selber hören, was ihr Mann nie tun würde). «Aber du begreifst, unter diesen drei Sekretärinnen gibt es eine, der traue ich alles zu. Alles.» – «Aber wenn dein Mann nicht will, es braucht ja immerhin zwei», gab ich zu bedenken. «Ja, schon», unterbrach sie mich, «aber du kennst eben die andere nicht, sie wird es mit allen Mitteln versuchen, und einmal wird es ihr gelingen.» Dann wird es natürlich die böse Sekretärin sein, auf deren Person sich Wut, Spott und Witz häufen, dachte ich, und nicht etwa der Mann, der seiner Schwäche erlegen ist, denn diese Schwäche ist gesellschaftlich anerkannt und deshalb konform.

Nicht zufällig sind Ehefrauen

ja meist auf die «Untergebenen» ihres Mannes eifersüchtig, seltener auf gleichgestellte Arbeitskolleginnen. Dies lässt darauf schliessen, dass sie sich selbst in einem ähnlichen Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Manne fühlen: Er befiehlt, sie gehorcht.

Es soll nicht geleugnet werden, dass es eine Sorte von Frauen gibt, die mit kühlem Blick vom Feldherrenhügel herab ihre Strategie festlegen und mit scharfer Sichel dort zu mähen beginnen, wo das Korn am reifsten ist. Bis ihnen alles zu Füssen liegt. Doch, Hand aufs Herz: Ist diese Sorte nicht mindestens ebensohäufig bei Männern anzutreffen?

Ich kenne mehrere Sekretärinnen persönlich, andere vom Sehen und Hören auf Büros und Aemtern aller Art. Beim weitaus grössten Teil von ihnen handelt es sich um eher unauffällige Frauen, tüchtige und weniger tüchtige, wie in andern Berufsarten auch. Viele von ihnen arbeiten recht hart und haben sich trotzdem zu selbständigen Persönlichkeiten entwickelt; sie bilden sich weiter, besuchen abends Sprachkurse, spielen ein

Musikinstrument oder treffen sich mit Freunden. Die meisten interessieren sich für das Seelenleben ihres Chefs überhaupt nicht, es sei denn, sie müssten gerade ein drohendes Gewitter von ihrem Haupt abwenden. Auch umgekehrt interessiert sich der Chef kaum für die Gefühle seiner Sekretärin; er schätzt es, wenn sie ruhig, freundlich und ausgeglichen ist; wie sie dazu gelangt, ist ihre Sache.

Und wenn schliesslich durch gemeinsame Arbeit, durch Gewöhnung eine gegenseitige Sympathie, eine Freundschaft erwachsen sollte – was ist denn so Schlimmes daran? Könnten wir uns doch allmählich abgewöhnen, Lebewesen besitzen zu wollen wie Gegenstände! «Mein Mann, mein Kind, mein Hund, meine Putzfrau» – das sagen manche Frauen mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie: «mein Pelzmantel, mein Schmuck, mein Auto.»

Die Sündenbocktheorie von der Sekretärin ist gar zu simpel. Sie verdiente es, aus den Witzblättern zu verschwinden wie jene von der Schwiegermutter.

Nina

365 Tage der Poesie

Am 31. März – lang, lang ist's her – wurde in einigen Schweizer Städten der Tag der Poesie gefeiert. Beinahe wäre ich Zeugin des erstaunlichen Vorganges geworden, dass Poeten auf die Strasse gingen, um die Poesie (oder ihre Poesie) unter das Volk zu tragen. Aber ich blieb zu Hause, pflegte kranke Kinder und meine Frühjahrsmüdigkeit, wischte ein bisschen Staub fürs Gewissen und las Mörike fürs Gemüt.

Da nun der offizielle Tag der Poesie an mir seine Wirkung verfehlt hatte, beschloss ich, meinen eigenen abzuhalten und am nächsten Morgen in einen Vers hinein zu erwachen. Der Tag aber begann fahl. Es schneite in grossen, nassen Flocken.

Die güldne Sonne
voll Freud und Wonne...

Nein, es ging wirklich nicht! Ich drehte mich gegen die Wand,

vom Geiste der Poesie und allen andern guten Geistern verlassen. Da hörte ich die Stimme meines Jüngsten. Leise und verückt sang er, im Bette sitzend: «Es schneielet, es beielet, es goht e chüele Wind.» Mich überkam die Freude. Was im Zimmer schwebte, was mich bis in die Fingerspitzen mit Lebenslust zu erfüllen begann, war Poesie, die reine, heilige, uralte, ewigjunge Poesie.

Beim Kaffee las ich König Davids Morgenpsalm:

Mein Herz ist bereit.

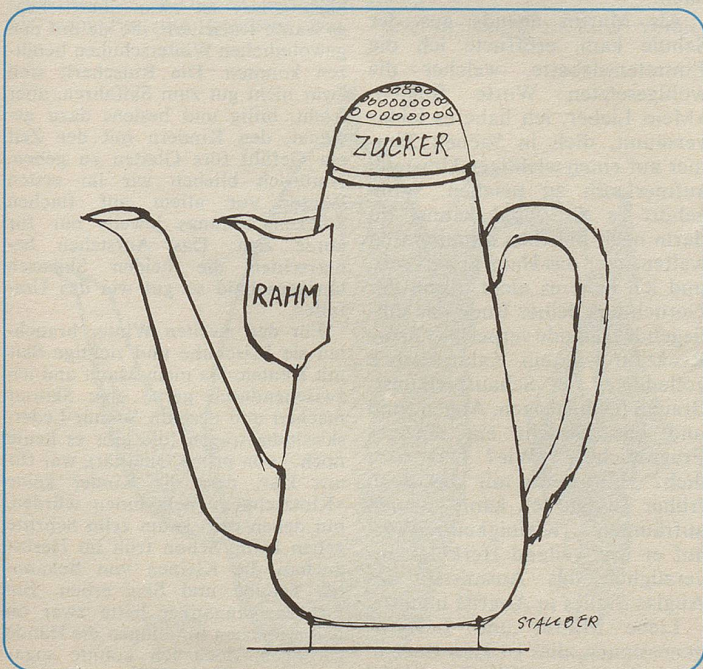
Ich will singen und spielen.

...

Wecken will ich das Morgenrot.

Wie oft hatte mich die kurze Zwiesprache mit einem Dichter oder einem Heiligen davor bewahrt, einen Tag lang nur leeres Stroh zu dreschen.

Auf dem Weg zur Arbeit schaute ich alle Bäume an, besonders jene, die ihre Wipfel wegen des Eisregens oder eines sonnenhungrigen Menschen ver-



loren hatten, und ich fragte mit Günther Eich: «Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume?»

Damit war ich aus der grauen Welt der Theorien in den Garten eingetreten, wo die goldengrünen Bäume der Dichter wachsen, wo der gefährliche Baum der Erkenntnis mit dem Baum des Lebens eins geworden ist.

Am Abend versuchte ich, das Lied «Der Mond ist aufgegangen» einmal nicht wie eine Spiel-dose abzuschnurren, sondern mit inneren Bildern zu begleiten. Ich wollte den «weissen Nebel wunderbar» aufsteigen sehen, meine Welt einmal nur für Augenblicke als «die stille Kammer» erleben, um offen zu werden für den «kranken Nachbarn», die kranke Erde.

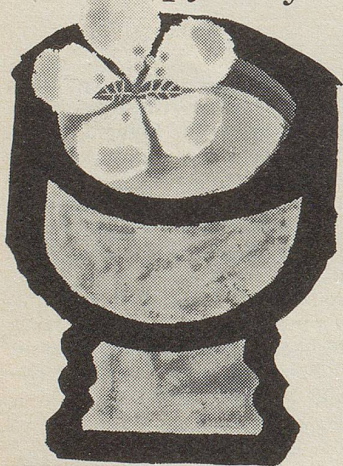
Auf dem Bettrand sitzend, ging ich in Gedanken den Weg durch den vergangenen Tag zurück, die Worte suchend, die es wert gewesen waren, gesprochen und gehört zu werden.

*Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.*

So war mein nächster Tag der Poesie oder mein Jahr der Poesie (vom Jahr des Kindes ohnehin nicht zu trennen) eingeleitet.

Christa

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

Aufhänger

«Sie haben Durst, ich weiss es! Auch ich habe Durst!» So begann kürzlich «Das Wort zum Sonntag». Und dann wurde natürlich übergeleitet zu Geistlicherem und Religiösem. Der Aufhänger, der mit dem Durst, der blieb mir in Erinnerung.

Auch in Boulevardblättern gibt es Aufhänger, der erste Satz oder Titel muss den Leser aufmerksam machen, ihn fesseln. Was folgt, ist normalerweise weniger spannend. Wenn im Sommer auf der Titelseite unserer grössten Zeitung zu lesen ist: «1000 Tote am Strand!», muss es sich dabei nicht unbedingt um 1000 tote Menschen handeln, denn wenn man bis auf Seite 8 weiterblättert, entdeckt man vielleicht, dass es sich um 1000 Mücken handelt, die man am Strand totgeschlagen hat.

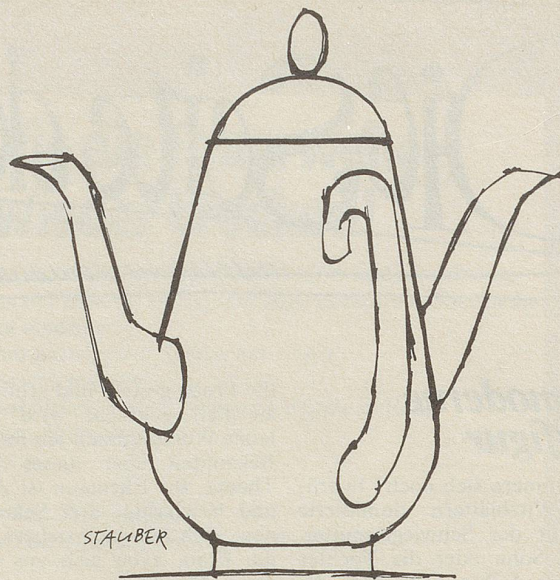
Ich weiss nicht, ich fühle mich durch solche Aufhänger, ob am Radio oder in der Zeitung, immer etwas an der Nase herumgeführt und reagiere sauer. Hege

Das Wartezimmer

Mein Sohn – nennen wir ihn Martin – war einmal 17 Jahre alt. Vom vielzitierten Spruch «Ordnung ist das halbe Leben» und dem ergänzenden Nachsatz «aber die andere Hälfte ist die Saubere» hielt er viel, doch neigte er wesensmässig dermassen stark nach der zweiten Hälfte, dass er sie allmählich mit Erfolg auf sein gesamtes Dasein ausdehnte. Ich exerzierte alle einschlägigen Massnahmen durch: von der sanften Ermahnung über gereizten Protest bis zum rüden Befehl. Selbstverständlich ohne Wirkung.

Eines unschönen Morgens liess sich die Türe von Martins Zimmer lediglich mit Mühe öffnen, und ich stand wie angenagelt vor dem totalen Chaos. Nicht nur auf sämtlichen Möbeln war seine bewegliche Habe aufgetürmt, balancierte, rutschte, kippte, auch auf dem Fussboden hätte ich selbst mit einem Fernglas keinen Fingerbreit freien Platz finden können. Das Stilleben war gekrönt von einem Bündel schmutziger Wäsche. Sachte schloss ich die Tür, setzte mich ins Wohnzimmer und dachte lange nach.

Als Martin abends aus der Schule kam, übergab ich ihm frische Bettwäsche mit folgenden wohlgesetzten Worten: «Mein Lieber, du bist sicher damit einverstanden, dass wir uns nicht mehr über den Zustand deines Zimmers streiten, schliesslich sind wir ja beide erwachsen. Ich überlasse dir ab heute das Feld so-



wohl zum Gebrauch als auch zur Pflege, sofern du eine solche nötig findest. Solltest du einem diesbezüglichen Schwächeanfall erliegen, steht dir der Staubsauger selbstverständlich zur Verfügung.» Der grosse Bub (eins-dreihundneunzig) strahlte wie ein Sommertag, und ich wusste mit einiger Sicherheit, was er sich dachte: Endlich hört das blöde Geklöne auf – oder so ähnlich.

Jeden Morgen stand Martins Zimmertüre halb offen, und ich warf einen Blick hinein. Dreimal hat er sein Bett gemacht. Dann geschah nichts mehr. Ich gewöhnte mir an, die Türe erst sanft, später, als dem Zimmer ein leicht unfeiner Geruch entströmte, energischer und nach sechs Wochen mit einem Knall zuzuziehen. Nach zweimonatigem, eisernem Durchhalten setzte ich mich eines Morgens ins Wohnzimmer und dachte lange nach.

Als Martin abends aus der Schule kam, eröffnete ich die Eintretensdebatte, welcher die wohlgesetzten Worte folgten: «Mein Lieber, ich habe es leider versäumt, dich in Sachen Zimmer auf einen wichtigen Umstand aufmerksam zu machen. Wohl gehört es dir, wohl kannst du darin nach Belieben schalten und walten, aber das Haus gehört mir, und ich liebe es nicht, wenn der Geruch aus deiner Bude das umliegende Gelände verpestet.» Seine Reaktion war ein Kabinettstück vollendeter Schauspielkunst: Brauen hochgezogen, Augen rund und das Gesicht ein einziges Fragezeichen. «Wie? Das stört dich? Hättest du mir das doch früher gesagt. Ich kann ja auch aufräumen – Kleinigkeit!» Worauf er wie weiland Herkules unverzüglich das Ausmisten des Augias-Stalles in Angriff nahm.

Liebe Mütter und Leidensgenossinnen, dies ist kein Rezept. Ich hatte nur zufällig den Gipfel

von Martins eigenem Unbehagen und damit den psychologisch richtigen Moment erwischt. Warten muss man können! Gritli

Echo aus dem Leserkreis

Technisch einwandfrei
(Nebelspalter Nr. 14)

Liebe Annemarie S.

Je weiter ich Deinen Beitrag las, desto mehr juckte es mich in den Fingern, Dir über meine Erfahrungen zu schreiben. Der Anfang ist schon schwer, aber muss man ihn sich schwerer machen als nötig? Heute besteht allgemein die Neigung, kleinen Kindern bereits technisch perfekte Skis sowie schwere Schuhe an die kleinen Füsse zu «hängen», obschon ihnen darin bestimmt nicht wohl ist.

Unsere Kinder bekamen im Alter von drei und vier Jahren die ersten Skis. «Skis» ist zwar übertrieben: es waren Rutscherli, die sie mit den gewöhnlichen Winterschuhen benutzen konnten. Die Rutscherli sind zwar nicht gut zum Skifahren, aber leicht, billig und bestens dazu geeignet, den Kindern mit der Zeit ein Gefühl fürs Gleiten zu geben. Natürlich blieben wir im ersten Winter vor allem auf flachen Stücken; anfangs jeweils nur für kurze Zeit. Das Aufstehen beherrschten die beiden Skihasen übrigens bald so gut wie das Umfallen.

Für den zweiten Winter brauchten sie Skischuhe und richtige Skis mit Kanten. Da mein Mann und ich zwischendurch gerne eine Skitour machen und deshalb Schnür-Lederskischuhe tragen (die gibt es heute noch – von prima Qualität), war für uns klar, dass die Kinder keine «Klotzschuhe» bekommen würden, mit denen man kaum zehn Schritte gehen kann. Schon früh im Herbst durften die Kleinen von Bekannten Schuhe und Skis erben. Ein Sicherheitsfanatiker hätte zwar ob den einfachen Bindungen die Hände gerungen, doch ich konnte sogar den Kindern die Skis anschnallen.